Im Kampfe mit dem Schicksal.

Roman von Silas K. Hocking, übersetzt von B. Treumann-Koner.

(11. Fortsetzung.)

Hans wußte nicht, was er aus dem allen machen sollte. Doch stieg ihm eine Ahnung auf, daß er die Reden des Mannes zu wörtlich genommen hatte. Dieser trat jetzt noch näher auf ihn zu und erfaßte seine Hand.

„Komm, lieber Bruder und Sünder," sprach er mit vor innerer Erregung bebender Stimme. „Die Stunde hat dir geschlagen. Sieh der Tisch ist gedeckt, das Kalb ist geschlachtet."

Er zog Hans zur Thür. Die Gemeinde stimmte soeben ein neues Lied an, dessen Text den Heimathlosen wunderbar ergriff. Niemand achtete auf ihn, wie er auf einen Stuhl sank, der in einer Ecke unweit des Eingangs stand. Die versammelten Männer und Frauen hatten die gefalteten Hände emporgehoben und die Augen zur Zimmerdecke gerichtet. Gespannt hörte er dem Gesange zu:

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt."

Der Mann war noch immer neben ihm und sprach von der Sündenvergebung und dem ewigen Leben. Hans hörte nicht mehr darauf, das Lied fesselte seine ganze Aufmerksamkeit und ließ ihn Müdigkeit und Hunger vergessen.

„Der Wolken Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's soll wohl ergehn,
Auf sein Werk mußt du schauen,
Wenn dein Werk soll bestehn.

Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbst eigner Pein
Läßt Gott sich gar nichts nehmen,
Es muß erbeten sein."

Von der Predigt, die dem Gesang folgte, und allem, was sonst noch vorging, verstand Hans nicht mehr viel. Die drückend warme Luft im Saal machte ihn schläfrig, und er vermochte nicht mehr, die Augen offen zu halten. Ein abermaliger Chorgesang nach der Predigt weckte ihn jedoch, und als dieser beendet war, kamen einige Mitglieder der Versammlung auf Hans zu und redeten eifrig auf ihn ein, aber seine Erschöpfung hatte jedenfalls seine Denkfähigkeit beeinträchtigt. Er hörte wohl, daß den guten Leuten daran gelegen war, ihn zu belehren, daß es ihnen heiliger Ernst war, ihn zu „erretten" auf irgend eine Weise, von der er sich aber keinen rechten Begriff machen konnte. Mochten sie auch nur wenig befriedigt von dem Erfolg ihrer Bemühungen sein, so hatten sie ihm viel mehr Gutes erwiesen, als sie ahnten. Die Stunde bedeutete einen abermaligen Wendepunkt in seinem Leben. Die Welt erschien ihm nicht mehr so öde und leer, das war für den Augenblick freilich alles. Er war noch so hungrig, wie zuvor, noch ebenso aussichtslos, als er wieder planlos die Straße entlang wanderte. Hierbei stolperte er über ein Hinderniß, das er bei der mangelhaften Beleuchtung der Seitengasse, in die er gerathen war, nicht gesehen hatte. Er fiel darauf hin, und nun merkte er, daß es ein hochaufgeschütteter Haufen Kohlen war. Im Nu war Hans wieder auf den Beinen. Hier gab es vielleicht ein Stück Arbeit für ihn.

Er pochte an die Hausthür, vor der die Kohlen lagen. Eine Frau öffnete, und Hans sagte, höflich die Mütze ziehend: „Darf ich Ihnen die Kohlen hereinschaffen, Madame?"

„Wieviel wollt Ihr dafür haben? Mein Mann konnte es nicht mehr thun, er ist todtmüde von der Arbeit gekommen."

„Fünf Groschen würde wohl nicht zu viel sein."

„Ich will mit meinem Mann sprechen. Du, Jim," hörte Hans sie sagen, „ein junger Mensch fragt, ob er uns die Kohlen für fünf Groschen hereinbringen soll."

„Ei, gern," lautete die erfreute Antwort. „Wir hätten sicher mit der Polizei zu thun bekommen, wenn sie draußen geblieben wären."

Es war für Hans kein leicht verdientes Fünfgroschenstück. Die Frau sah dies auch wohl ein, denn sie gab ihm noch ein großes Stück Brot mit Käse und einen Topf voll heißen Kaffee dazu. In der Nähe fand er dann für seine fünf Groschen eine Schlafstelle nebst Frühstück. Das Nachtquartier war zwar nicht besonders einladend, aber er brachte es auf volle acht Stunden Schlaf, was manchem nicht gelingt, der auf Eiderdaunen gebettet ist.

Anderen Tages war Hans wieder auf der Arbeitsuche, und was er gelegentlich verdiente, reichte für seinen Lebensunterhalt hin. In der Woche vor Weihnachten, um die Zeit des geschäftigen Sorgens und des fröhlichen Gebens, fiel auch hie und da etwas mehr als sonst für den armen Wanderburschen ab, und er konnte sogar ein Sümmchen ersparen. Nach dem Fest aber ließ der unvermeidliche Rückschlag nicht lange auf sich warten. Bald waren seine Spargroschen aufgezehrt, und er wußte nicht, wie er sich das nackte Leben fristen solle.

Müßten doch die Moralisten, die da behaupten, „wer nur arbeiten will, der findet schon Arbeit," wie wenig ihre Weisheit mit den wirklichen Verhältnissen im Einklang steht. Hans gab sich redlich Mühe, doch feste Stellung war ohne Zeugnisse nicht zu erlangen, und zur Aushilfe bedurfte man niemand. Als nun gar sein Anzug schäbig wurde, war es mit der Aussicht auf irgendwelchen Verdienst für ihn auch gänzlich vorbei.

Seltsamerweise kam jedoch nicht wieder jene tiefe Niedergeschlagenheit über ihn, die ihn fast in den Tod getrieben hätte. In seinem Innern war an dem Abend, wo ihn die fromme Brüderschaar vor völliger Verzweiflung bewahrt hatte, eine Saite berührt worden, die in ihm nachklang mit leisem Ton, nicht wie der dumpfe Singsang der See, der ihn zum Schlummer einlud, sondern mahnend, wie ferner Glockenschall und Erinnerungen in ihm wachrufend, die seit seiner Kindheit nie ganz erstorben waren. Unter diesem Einfluß reifte in ihm ein Entschluß, den er wohl schon früher erwogen, doch den zu fassen ihn seine Scheu zurückgehalten hatte, als Bittender anzuklopfen, so lange er noch die Kraft in sich fühlte, ohne fremde Hilfe ehrlich durchzukommen.

Stolze Unabhängigkeit, ein schönes Ideal! Ob aber eines, das erreichbar in dieser Welt? Hans begann stark daran zu zweifeln. Wer ist denn überhaupt unabhängig? Wer vermag sein Ziel zu gewinnen, ohne von anderen gefördert zu werden? Schon für die ersten Schritte ins Leben bedürfen wir einer Hand, die uns führt. Mit Hans war es genau so, das sah er jetzt ein. Und die hilfreiche Hand, die einzige freilich, die er kannte, würde ihm der gute Pastor Treherne von St. Denvers nicht verweigern, falls er noch am Leben war.

So wanderte Hans denn wieder gen Süden, muthig dem Hunger und der Kälte Trotz bietend. Was konnte er anders erwarten, es war Landstreicherlos. Und er bekam auf der Strecke bis zur Grenze von Cornwall genug von beiden zu kosten. Das Ungemach, das ihn aber dort befiel, war ihm neu, und schlimmer, als frieren oder hungern oder beides zusammen.

Bis hierher hatte ihn die Zuversicht auf eines guten Menschen Mitgefühl noch aufrecht erhalten. Kaum war er auf cornischem Boden, als es anfing, zu schneien. Dazu stieg ein scharfer Wind auf, der die dicken weißen Flocken vor sich herfegte. Zum Glück hatte Hans ihn im Rücken, so daß er mehr dadurch gefördert als gehemmt wurde. Zumeist führte sein Weg zwischen Hecken und Gräben hin oder über ödes flaches Moorland. Meilenweit wanderte er ohne ein Haus oder eine Hürde zu sehen, nirgends zeigte sich auch nur eine Spur von einem lebendigen Wesen auf der Landstraße. Kein Wunder bei dem Wetter. Wer nicht hinaus mußte, blieb daheim, und das Vieh lag geborgen im warmen Stall.

Hans hatte morgens für seinen letzten Groschen ein Stück Brot erstanden, in das er ab und zu hineinbiß, nachdem er es mit einer Handvoll Schnee angefeuchtet hatte. Festen Schrittes stapfte er weiter, doch ward es ihm nun doch schwer, guten Muthes zu bleiben. Die nassen Kleider klebten ihm am Leibe, und sein schon stark strapazirtes Schuhwerk war durchlässig geworden. In den Fingern und den Zehen fühlte er einen stechenden Schmerz, der von Minute zu Minute peinigender wurde. Das Schneetreiben ließ erst nach, als das Tageslicht schwand, und da endlich gewahrte er ein weitläufig gebautes Dorf. Hier hoffte er durch Schneeschaufeln etwas Geld zu verdienen. Doch beim cornischen Landvolk war da wenig zu hoffen. Für eine Arbeit, die er selber thun kann, gibt der fleißige, sparsame Bauer dort nichts aus. Schließlich, als Hans sich bereit erklärte, für einen unerhört niedrigen Lohn zu arbeiten, wurde seine Hilfe angenommen. In drei bis vier Stunden hatte er es glücklich auf die Summe von fünf und einen halben Groschen gebracht, wovon er einen Theil für sein Nachtmahl und das übrige einem Grobschmied für die Erlaubniß zahlte, dessen Werkzeugkiste als Bett benutzen zu dürfen. So hart das Lager auch war — Hans schlief sofort ein, nachdem er sich in seinen nassen Kleidern darauf ausgestreckt hatte. Besser wäre es gewesen, wenn er nach kurzer Rast hätte weiter wandern können, aber seine Kraft war auf das Aeußerste erschöpft.

Am Morgen, als ein Lichtstrahl durch das Schmiedethor fiel, wachte er auf und wollte sich rasch von der Kiste heruntergleiten lassen. Kaum hatte er jedoch versucht, sich zu bewegen, als er mit einem lauten Schmerzensschrei zurücksank. Noch einigemal hob er den Kopf, indessen nur wenige Zoll, der Schmerz, den die Bewegung ihm verursacht hatte, war unerträglich. So verharrte er denn stöhnend in derselben Lage, bis der Grobschmied kam.

„Na, junger Mann, wollt Ihr den lieben langen Tag hier liegen bleiben?" rief der Meister ihn an. „Aber, um Gottes willen, was macht Ihr für ein Gesicht!"

„Ich möchte aufstehen," ächzte Hans. „Wenn ich nur könnte."

„Ein bissel steif, was? Kommt wohl vom langen Liegen auf den harten Brettern? Ich will Euch aufhelfen."

Mit diesen Worten ergriff er Hans bei den Schultern, aber ein gellender Aufschrei ließ den Mann sofort von seiner wohlgemeinten Hilfeleistung Abstand nehmen.

„So schlimm ist es?" fragte er erschreckt.

„Ja, ach ja; ich stehe Höllenqualen aus."

„Gewiß habt Ihr Euch erkältet. Friert Ihr?"

„Ach, nein, ich glühe. Habt Ihr was zu trinken?" flehte Hans.

Der Schmied legte ihm die Hand auf die Stirn.

„Mächtig heiß seid Ihr — scheint im Fieber zu sein."

Er wandte sich nach dem Ausgang und zwei Finger zwischen die Zähne steckend, pfiff er mehrmals in die klare Morgenluft hinaus.

„Was gibt's?" rief ein unweit herumschlendernder Polizist.

Meister Jonas ging dem Blaurock entgegen.

„Da ist ein kranker junger Mensch in meiner Schmiede; ich glaube, er hat ein schweres Fieber."

Vorsichtig näherte sich der Polizist und betrachtete den Kranken aus respektvoller Entfernung. Vor Strolchen und Einbrechern hatte Polizist Davies keine Angst, die wußte er anzupacken, aber ein ansteckendes Fieber war ein unheimlicher Gast, mit dem er sich lieber nicht befaßte.

„Will zum Doktor gehen, das wird das beste sein," sprach er und überließ Hans einstweilen seinem Schicksal.

Nachdem der Schmied ein Federkissen herbeigeholt und dem Kranken einen frischen Trunk gereicht hatte, trat eine Art Betäubung ein, aus der erst der Arzt den für die Belebungsmittel nicht eben dankbaren Patienten weckte.

„Was fehlt mir?" fragte er schwach.

„Akutes rheumatisches Fieber mit Komplikationen," erwiderte der Doktor.

„Was für Komplikationen?"

„Das kann ich noch nicht sagen."

„Werde ich durchkommen?"

„Wenn Sie sich ruhig verhalten. Sprechen Sie lieber nicht."

„Entweder ich muß sprechen oder stöhnen," sagte Hans mit einem kläglichen Versuch, zu lächeln.

Der Arzt blieb ernst und machte keine weitere Bemerkung.

Eine Stunde später kam der Lazarethwagen. Hans hatte schon geglaubt, auf seinem Bretterlager in der Schmiede Höllenqualen zu leiden, doch die Martern, die er während der Fahrt nach dem Krankenhause ausstand, spotteten aller Beschreibung. Er biß sich die Lippen blutig, um nicht laut zu schreien. Endlich hielt der Wagen vor dem Spital. Die Aerzte hatten Erbarmen genug, Hans die Kleider vom Leibe zu schneiden, und dann wurde er in ein warmes Bad gebracht. Ein so weiches Bett, wie er es darauf erhielt, hatte er in seinem Leben noch nicht kennen gelernt.

Eine Woche lang war er ohne Bewußtsein. Ab und zu hatte er wohl einen lichten Augenblick, doch unter heftigen Schmerzen. Dann verfiel er wieder in Fieberphantasien oder Bewußtlosigkeit. Auf diesen Zustand folgte eine so hochgradige Erschöpfung, daß er fast beständig mit halbgeschlossenen Augen dalag und, obschon hell klarem Verstande, nicht sah, noch hörte, was um ihn vorging.

Die Aerzte hatten den Fall gleich für einen sehr ernsten erachtet. Zu dem mit Herzaffektion verbundenen Gelenkrheumatismus war Lungenkongestion hinzugekommen. Und jetzt hing alles davon ab, daß der Patient bei Kräften blieb. Hier aber war wenig Aussicht vorhanden. Seine Kräfte nahmen vielmehr zusehends ab, und eines Tages gab der leitende Arzt auf seiner Runde der bei Hans stationirten Pflegerin unverhohlen zu verstehen, daß er das Ende für nahe bevorstehend halte.

„O, wie traurig," sagte sie. „Ein so junger Mensch!"

„Ja, es ist traurig, aber wer weiß, ob es nicht noch trauriger für ihn wäre, wenn er durchkäme. Eine verfehlte Existenz auf alle Fälle."

„Aber er sieht aus wie ein ordentlicher Mensch."

„Das bestreite ich nicht. Doch solchen Leuten das Leben zu erhalten, ist eine zweifelhafte Wohlthat."

Damit entfernte sich der Doktor rasch, und mit einem Seufzer setzte sich die Pflegerin wieder an das Bett ihres Patienten.

Er blickte unter den halbgeschlossenen Lidern zu ihr hin, aber er redete sie nicht an. Selbst das Sprechen war eine zu große Mühe für ihn. Er hatte nur den Wunsch, still liegen zu dürfen. Die Schmerzen hatten ihn verlassen. Ihm war zu Muth, als sinke er unaufhaltsam ins Bodenlose, und das Gefühl war durchaus kein unbehagliches.

Die Pflegerin lauschte mit bekümmerter Miene auf seine Athemzüge. Sie hatte schon viele Kranke sterben sehen, meist aber gebrechliche Greise, für die solch friedliches Hinüberschlummern ein Glück war. Jene alten Armenhäusler hatten ihr elendes Leben durchgekämpft, in Mühsal ihre Tage zu Ende geführt, und die Ruhe war ihnen zu gönnen gewesen. Ein im Alter erster schöner Männlichkeit stehender Mensch wie dieser, dessen einnehmende Züge noch nichts von Bitterkeit und Ueberdruß bekundeten — das war etwas ganz anderes.

Ein Gedanke durchzuckte sie.

„Falls es mir gelänge, ihn noch eine kurze Weile am Leben zu erhalten, wenn auch nur durch Stimulantia, so hilft sich die Natur vielleicht doch noch!"

Das Mittel war bei der Hand, und sie flößte ihm davon ein.

„Kann ich noch etwas für Sie thun?" fragte sie dann, sich über ihn beugend.

„Nein," flüsterte er. „Ich bedarf nichts."

„Haben Sie keine Anverwandte oder Freunde, die Sie gern sehen möchten?"

Er lächelte traurig. Und nach einer Pause fragte er leise: „Ist St. Denvers weit von hier?"

„O nein, kaum anderthalb Stunden."

„Lebt der dortige Pastor noch?"

„Meinen Sie Herrn Pfarrer Treherne?"

„Jawohl."

„Ja, er lebt noch und besucht uns regelmäßig. Ein paar alte Leute aus seinem Sprengel liegen hier krank. Wünschen Sie ihn zu sprechen?"

Hans nickte mit einem matten Lächeln.

„Ich werde gleich zu ihm schicken," sprach die Wärterin und ging hinaus.

Gegen Mittag stand der Geistliche am Bett Hans Milwards. Pastor Treherne war dem Ruf sofort gefolgt, in der Meinung, daß einer seiner alten Gemeinde-Armen sich unerwartet schnell für die große Reise vorbereiten wolle. Als die ihn führende Wärterin aber bei Hans stehen blieb, fuhr er betroffen zurück. Er glaubte, es liege ein Irrthum der Pflegerin vor und wollte eben eine Frage an sie richten, als der Kranke die Augen aufschlug und ihm die Hand entgegenstreckte.

Der Pastor nahm die ihm gebotene Hand, war aber um nichts klüger. Er konnte sich nicht entsinnen, den jungen Mann da jemals gesehen zu haben.

Hans bemerkte, daß er nicht erkannt worden, und sagte lächelnd mit schwacher Stimme: „Sie erinnern sich meiner nicht. Ich habe mich aber auch wohl sehr verändert."

Beim Ton der Stimme stutzte der Geistliche — er hatte diese schon irgendwo gehört, aber wo und von wem, das wußte er noch nicht.

„Bekannt kommen Sie mir allerdings vor — ich kann mich aber —"

„Ich bin Hans. Erinnern Sie sich noch des versuchten Einbruchs —"

Jetzt leuchtete es in des Pfarrers Augen auf. Er ließ Hans nicht ausreden.

„Gewiß, natürlich! Wie konnte ich nur so vergeßlich sein! Aber Sie haben sich wirklich sehr verändert. Und so — so ist — es das Ende?"

„Es scheint so," erwiderte Hans ruhig. „Aber ich beklage es nicht. Ueber das Stadium bin ich hinaus."

Der Pfarrer setzte sich. Er war nicht imstande, gleich zu sprechen. Beide sahen einander ernst in die Augen. Hans fing zuerst wieder an, zu reden: „Ich war auf dem Wege zu Ihnen. Ein Schneesturm und nachher eine Nacht in durchnäßtem Zeug — da hatt' ich's weg. Und so kommt das Ende ein bissel früher, als ich gedacht hatte."

„Sind Sie schon lange hier?"

„Ziemlich lange. Aber ich habe das Gedächtniß für die Zeit verloren. Herr Pastor, ich hätte doch besser gethan, Ihren Rath damals zu befolgen. Ich war noch ein so dummer Junge; habe nicht gewußt, was ich über mich nahm. Und ohne Zweck! Aber jetzt ist's vorbei. Was geschehen, ist nicht mehr zu ändern. Was ich am wenigsten ahnte, waren die Schwierigkeiten nach meiner Freilassung."

„Wie lange sind Sie in Freiheit?"

„Seit Anfang December. Ich wußte nicht, wie schwer es hält, ohne Freunde in der Welt vorwärts zu kommen."

„Haben Ihre Freunde, die Zigeuner, Sie im Stich gelassen?"

„Zu denen zurückzukehren, war nicht meine Absicht. Ich bin ja auch kein geborener Zigeuner."

„Wie ist es Ihnen denn seither ergangen?"

„Je nun, ich habe mein Leben gefristet; erst als Ackerknecht, dann dachte ich, etwas bessere Arbeit zu bekommen, aber so allein, ohne Geld, ohne Zeugnisse, ohne Freunde fand ich eben kein Unterkommen."

„Warum wandten Sie sich nicht gleich an mich? Ich hätte Sie doch mit Rath und That unterstützt, so weit es mir möglich gewesen wäre."

„Ich wollte eben niemand, auch Ihnen nicht, zur Last fallen."

„Und doch wollten Sie jetzt zu mir kommen?"

„Ja, sehen Sie, Herr Pastor, ich war eben Matthäi am letzten," sagte Hans mit trübem Lächeln.

Des Pfarrers Blick umflorte sich, und er war für den Augenblick keines Wortes mächtig. Wenn er doch dem armen Jungen zu rechter Zeit hätte helfen können. Das Gefängniß hatte ihn, gottlob, nicht verdorben — die ehrliche Sprache, das offene Antlitz, es war noch ganz das Wesen, wodurch Hans des guten Pastors Herz gewonnen hatte. Und nun war's doch zu spät für menschliche Hülfe. Die Hand des Geistlichen tastete nach dem Gebetbuch, das er in der Tasche hatte. Doch zögerte er, es hervorzuholen. Der gewöhnliche Zuspruch wollte ihm auch nicht über die Lippen. Hier lag ein besonderer Fall, ein außergewöhnlich hartes Schicksal vor, das ihm persönlich nahe ging. Er fragte endlich bewegt: „Hans, hast du mir irgend etwas anzuvertrauen? Du weißt, daß du an mir einen Freund hast. Was ich für dich thun kann, soll geschehen."

Eine längere Pause. Dann sprach der Kranke mühsam mit leiser Stimme: „Ich hätte wohl den Wunsch, Ihnen manches von meinem Leben mitzutheilen. Auch möchte ich, daß Sie so gut wären, meiner Schwester Nachricht von mir zu bringen und ihr von — meinen letzten Stunden zu erzählen. Jetzt aber kann ich nicht mehr sprechen. Wollen Sie morgen wiederkommen, ja?"

„Ich werde morgen wiederkommen. Aber, es wäre mir lieb, du sagtest mir heute, was du mir zu sagen hast. Morgen bist du vielleicht noch schwächer."

„Es ist eine ziemlich lange Geschichte. Und ich bin sehr matt."

Der Pfarrer schwieg. Dann sagte er: „Möchtest du mit mir beten, ehe ich gehe?"

„Wenn Sie so gut sein wollen. Aber noch lieber wäre mir ein Lied, das Sie gewiß kennen."

„Und das wäre?" fragte der Geistliche gespannt.

„Ich hörte es eines Abends von frommen Leuten in Plymouth singen, und seit ich hier liege, ist es mir beständig im Kopfe, nur kann ich es nicht mehr zusammenfinden. Den Anfang weiß ich noch: „Befiehl du deine Wege —"

„Mein guter Junge, lieber Sohn!" rief der Pastor eifrig. „Den Gesang sollst du von mir hören!"

Und seine noch schöne, sonore Stimme dämpfend, sang er mehrere Strophen des herrlichen alten Kirchenliedes. Als er innehielt, blickte Hans, der mit geschlossenen Augen zugehört hatte, zu ihm auf und reichte ihm zu stummem Dank die Hand. Dann fielen ihm die müden Lider wieder zu, ein friedliches Lächeln lag auf seinen Zügen, und der Pfarrer Treherne wandte sich langsam dem Ausgang des Schlafsaales zu, um im Nebenraum einen alten Mann zu besuchen, der sich nach einem überstandenen Schlaganfall noch in Pflege befand.

Peter Cobbledick war achtzig Jahre alt, und trotzdem ihn schon zweimal der Schlag gerührt hatte, sah er so rüstig aus, als habe er noch manches Jahr zu leben.

„Ja, ja," dachte Pfarrer Treherne, „die alten Blätter bleiben am Baum, die jungen welken dahin, wenn der Reif sie trifft."

Der Alte war äußerst redselig, der Pfarrer ließ ihn ununterbrochen sprechen. Auch hörte er nur das wenigste von dem, was der geschwätzige Greis erzählte. Er war mit allen seinen Gedanken nur bei Hans.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Mißverständniß.

Im Pfarrhause brannten die Lampen, und Pastor Treherne hatte sich, wie allabendlich, in seine Studirstube zurückgezogen. Zum Lesen kam er jedoch nicht. Er konnte das Bild des armen Hans nicht einen Augenblick vergessen. Nach mehreren Versuchen, seine Lektüre zu beginnen, klappte er das Buch zu, und die quälende Befürchtung, daß Hans noch in der Nacht sterben werde, beherrschte das Gemüth des alten Herrn so sehr, daß er ungeachtet seiner Ermüdung willens war, sich der Strapaze eines abermaligen Rittes nach dem Armenspital zu unterziehen.

Da wurde an der Hausthür geschellt. Und der Baron George Treherne, des Pfarrers Neffe, ließ sich melden.

„Damit ist die Frage entschieden," dachte der Pastor. „Ich will aber den Nathan hinschicken. Er hat heute einen faulen Tag gehabt. Die paar Stunden im Sattel werden ihm ganz gesund sein."

Der Kutscher war jedoch keineswegs erbaut von dem Auftrag seines Herrn. Nach seiner Meinung ging dessen Theilnahme für das alte Bettelvolk im Spittel viel zu weit. Genug, daß solche Leute im Armenhaus untergebracht wurden, damit hatte die Gemeinde vollauf ihre Schuldigkeit an ihnen gethan. So murrte Nathan, hütete sich aber wohlweislich, seine Ansicht laut zu äußern, denn der Pastor war in diesem Punkt unbeugsam, und eine Pflichtversäumniß hätte Nathan seinen Dienst kosten können. So begab er sich denn in den Stall und sattelte den alten Grauschimmel. Der Abend war kalt, und Nathan konnte es sich nicht versagen, am Wirthshaus abzusteigen, um ein kleines Erwärmungsmittel zu sich zu nehmen. Und als er dann wieder auf dem Gaul saß, hatte er mehr Alkohol im Kopfe, als ihm taugte.

Inzwischen hatte der Pastor seinen Neffen überredet, die Nacht im Pfarrhause zu bleiben. Die Gutsherrin befand sich auf einer Besuchsreise in London, und Schloß Penlogan war für den Freiherrn daher nicht gemüthlich.

Die beiden Herren unterhielten sich natürlich von Hans. Die Gerichtsverhandlung wegen des Einbruchs war dem Freiherrn noch genau in Erinnerung. Nun hörte er zum ersten Mal den wahren Sachverhalt, denn der Pfarrer erleichterte sein Herz durch eine offene Mittheilung des merkwürdigen Ereignisses, das ihn heute schwerer denn je bedrückte.

Der Freiherr folgte mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung seines Onkels, antwortete aber nicht sogleich.

„Weißt du," sagte er schließlich nachdenklich, „daß des Jungen Furcht durchaus nicht unbegründet war? Mit solcher Zigeuner-Vendetta ist nicht zu spaßen. Hätte er die beiden Kerle verrathen, es wäre sicher sein Tod gewesen. Das ist ein gefährliches Volk mit seinen geheimbündlerischen Gesetzen, und ich bin überzeugt, daß ich heute nicht kinderlos wäre, wenn ich damals den Spitzbuben von Zigeuner nicht wegen Wilddiebstahls zur Haft gebracht hätte. Die Polizei entdeckte dann einen lange gesuchten schweren Einbrecher in ihm, und er wurde zu siebzehn Jahren Zuchthaus verurtheilt — ich glaube, er sitzt noch. Und meine kleine Pauline wurde das Opfer der Rache seiner Sippe.

„Ich hörte dich diese Vermuthung schon öfters aussprechen," bemerkte der Pastor; „doch näher liegt wohl die Annahme, daß das halbverrückte Dienstmädchen, das ihr damals hattet, an dem Unglück schuld war. Was ist eigentlich aus ihr geworden?"

„Das arme Geschöpf sitzt im Bodminer Irrenhaus und ist ganz harmlos, wie sie immer war. Nein, Onkel, das Kind ist uns von den Zigeunern geraubt worden. Unser einziges, welcher Verlust! Manchmal denke ich, ob sie nicht noch am Leben sein mag. Sie wäre jetzt fünfzehn Jahre. Und dann wieder — nein, und besser so. Ein Kind unter der Erde zu wissen, ist hart. Aber schwerer ist dies Geschick zu ertragen. Selbst die Zeit kann da nicht lindern, noch trösten."

„Es taugt dir nicht, lieber George, dein Gehirn mit Möglichkeiten zu martern, die deinen Seelenfrieden untergraben müssen. Denke, dein Kind ist todt, die Umstände, unter denen es verschwand, deuten ohnehin darauf."

„Ach, Onkel, wenn man seinen Gedanken gebieten könnte! Meine Frau und ich sind längst überein gekommen, nicht mehr davon zu sprechen. Oft kommt es auch nicht vor, daß ich mich solchen Grübeleien überlasse. Nur bei deiner Erzählung von dem armen Burschen überwältigte mich die Erinnerung. Uebrigens — der junge Mensch, wie leid thut er mir! Er hätte ein besseres Loos verdient."

Noch eine Stunde blieben sie beieinander, dann wollte der Gast sich zur Ruhe begeben, als wiederum die Hausglocke gezogen wurde. Das mußte der Kutscher sein. Jäh sprang der Pfarrer vom Lehnstuhl auf und ging die Treppe hinunter.

„Nun, Nathan, wie steht's?"

„Er ist todt, Herr Pastor."

„Todt? Schon todt? Aber —"

„Ja; gleich nachher, als Sie mit ihm gesprochen hatten, kam's mit ihm zum Sterben."

„O, Gott," sprach der Pfarrer mehr zu sich, als zu dem Kutscher. „So nahe hätte ich das Ende nicht geglaubt."

„Auch keiner nicht, Herr Pastor. Ihm wurde plötzlich schlecht, und weg war er."

Der Geistliche senkte das Haupt, und verharrte eine Minute schweigend.

„Es ist gut, Nathan, danke," sagte er, und langsam kehrte er in das Studirzimmer zurück.

Auf die Frage: „Todt?" neigte der Pastor nur bejahend den Kopf, und auch der Freiherr machte keine weitere Bemerkung.

Als der Geistliche allein war, setzte er sich an seinen Schreibtisch.

„Schlafen könnte ich doch nicht," sprach er zu sich. „Und ich bin es seinem Andenken schuldig. Der Vendetta ist er ja nun entrückt. Armer Junge! Ich fürchte, wir sind beide dumm gewesen. Wie blind sind wir Menschen! Nun will ich dies wenigstens thun, seine Ehre zu retten. Schaden kann es ihm nicht mehr."

Und eine Stunde schrieb der Pfarrer in einem Zuge, dann steckte er die Bogen in einen großen Umschlag und ging damit selbst zum Postbriefkasten.

„Ich denke, es wird noch morgen rechtzeitig für die Abendausgabe da sein."

Er hatte richtig calkulirt. Tausende lasen am folgenden Abend und Tages darauf den Artikel: „Tragische Geschichte eines Einbruchs." Im Kirchspiel St. Denvers wurde von nichts anderem gesprochen, und im ganzen Land erregte die Sache das größte Aufsehen. Jasper Downderry vergoß Thränen darüber, aber er sagte Eva nichts davon. Reginald Mayne verfiel, nachdem er den Artikel gelesen hatte, in tiefes Nachdenken, aus dem er sich schließlich aufraffte, um zum Crantock-Hof hinaus zu wandern.

Er fand Jasper wenig geneigt, die Ermittelungen, zu denen Hans den Anwalt beauftragt hatte, fortsetzen zu lassen. Er wollte gar nicht wissen, wo Eva herstammte. Sie gehörte ihm an, das war ihm genug. Der Gedanke, daß irgendwelche Verwandte sich zwischen sie und ihn drängen könnten, war ihm verhaßt.

Enttäuscht kehrte Reginald in sein Bureau zurück.

„Und ich werde es doch nicht aufgeben — Eva selbst wird es vielleicht eines Tages gern wissen wollen." So dachte er, doch entschied er sich dafür, die Sache vorläufig ruhen zu lassen.

Inzwischen erwartete den guten Pastor Treherne die größte Ueberraschung seines Lebens. Und doch war die Erklärung höchst einfach. Er hatte dem Kutscher sehr kurze Instruktion ertheilt, die dieser widerwillig entgegennahm. Während der Pfarrer so ganz mit seinen Gedanken bei Hans war, daß er den alten Cobbledick völlig vergessen hatte, dachte Nathan nicht anders, als daß seines Herrn Nachfrage diesem Patienten gelte — zumal er von dem anderen nichts wußte. Sein Gespräch mit dem Spittelpförtner war denn auch möglichst kurz gewesen. Er hatte einfach bestellt, sein Herr, der Pastor lasse anfragen, wie es dem Manne gehe, mit dem er heute gesprochen habe. Hierauf der Pförtner: „O, der ist todt, glaube ich. Will aber noch mal hören, der Sicherheit halber, ob es auch seine Richtigkeit hat."

„Aber bitte, beeilt Euch. Ich kann nicht lange warten!" Nach wenig Augenblicken war der Pförtner wieder da: „Ja, er ist richtig todt. Es ist schlechter mit ihm geworden, als der Herr Pastor eben fort war. Und dann war's plötzlich vorbei, wie wenn ein Licht ausgeblasen wird."

Der Pastor war am folgenden Abend nach dem Spital gefahren, um wenigstens für ein anständiges christliches Begräbniß des armen Hans zu sorgen. Und nun erst wurde er über seinen Irrthum aufgeklärt. Mit welchen Gefühlen er vom Pförtner den Bericht vernahm, daß Peter Cobbledick plötzlich einem dritten Schlaganfall erlegen war, läßt sich denken.

Im ersten Augenblick blieb er wie angewurzelt stehen, dann stieg er, so rasch er konnte, die breite Steintreppe hinan und stand alsbald vor Hans, der ihm lächelnd die abgezehrte Hand entgegenstreckte. Im Antlitz des Pastors zuckte es seltsam, als wolle er lachen und weinen zu gleicher Zeit. Er schluckte mehrmals, und endlich brachte er die ersten Worte über die Lippen: „Ich habe — ich bin so überrascht, wie soll ich dir's nur erklären —"

„Etwas Unangenehmes?" half Hans ein.

„O nein — im Gegentheil —"

Der Geistliche rückte einen Stuhl an das Bett und begann zu erzählen. Zum Schluß zog er den Abdruck seines Artikels hervor und gab ihm Hans zum Lesen. Dieser las, und seine Augen wurden immer größer. Als er das letzte Wort gelesen hatte, starrte er über das Blatt hinweg in's Leere.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Citronenfleisch. Fünf Pfund Rindfleisch giebt man, nachdem es mit dicken Speckstreifen gespickt ist, nach gutem Klopfen mit Butter und 2 ganzen, in feine Scheiben geschnittenen Citronen mit ihrer Schale in einen Schmortopf und läßt es zuerst ringsherum schön braun anbraten. Dann schneidet man Gemüse aller Art in feine Scheiben und Streifen, nimmt das Fleisch und die angebräunte Citronenbutter, legt das Gemüse unter dasselbe, sowie auch 2 Lorbeerblätter, 3 mit Nelken besteckte Zwiebeln, ebensoviel in Scheiben geschnittene große Zwiebeln, 12 Gewürz- und 20 Pfefferkörner, gießt 3—4 Tassen Wasser an und läßt das Fleisch unter mit 2 Plätteisen beschwertem Deckel 2 Stund. nicht zu scharf schmoren, dann kommen 3—4 feingeschnittene Sardellen, noch 3 Tassen Wasser und 1 Tasse Weinessig, in der ein Eßlöffel voll Weizenmehl zerquirlt ist, sowie Salz nach Geschmad hinzu. Man schließt den Deckel wieder bis zum Anrichten, wo man die Sauce durch ein Haarsieb streicht, wenn nöthig mit Bouillon verdünnt, einmal aufkochen läßt und anrichtet.

Schweinsnieren, sauer. Man bräunt in einem Stück Butter oder Schmalz einige Löffel Mehl dunkelgelb, thut dann die Nieren (die man vorher in kleine Würfel geschnitten hat) hinzu und läßt sie noch einen Augenblick mitdämpfen. Dann löscht man sie mit kaltem Wasser ab und füllt mit heißem nach. Hierauf fügt man nach Gutdünken Salz, eine Zwiebel, einige Nelken, ein Lorbeerblatt, einige Pfefferkörner und ein bis zwei Löffel Essig hinzu. Nun läßt man es aufkochen, bis die Sauce recht seimig ist. Dabei muß jedoch öfters umgerührt werden. Hierzu schmecken am besten Pellkartoffeln.

Eierkuchen mit Obst. Man rührt aus 3 Eiern, guter Milch oder Sahne, etwas Zucker, eine Prise Salz und soviel Mehl, daß die Masse ein dickflüssiger Teig wird, einen guten Eierkuchenteig. Diesen bäckt man in gewohnter Weise in der Pfanne, jedoch zuerst bloß auf einer Seite. Auf die ungebackene Seite legt man nun beliebiges zerschnittenes Obst, am liebsten Pflaumen oder Aepfel. Diese bestreut man mit etwas Brodkrumen, dreht sodann den Kuchen um und bäckt ihn auch auf der anderen Seite. Er wird ohne Sauce servirt.

Pudding aus Bratenresten. Die Bratenreste werden fein gewogen; man rechnet auf 1 Pfund derselben ¼ Pfund Rindermark, 3 hartgesottene Eier und bereitet daraus einen feinen Brei. Jetzt werden ¼ Pfund Butter schaumig geschlagen, mit 5 Eidottern, 3 Löffeln fein geriebenem Weißbrot, etwas Salz, Muskatnuß und Pfeffer versetzt. Wenn alles gleichmäßig zusammengerührt ist, schlägt man löffelweise den Fleischbrei und zuletzt den Schnee von 5 Eiweiß hinzu. Die Masse kommt in eine m